



**25.12.2022**

**Leopold Potyka**

zum Anhören: [YouTube](#)

Danach ging Jesus mit seinen Jüngern in das jüdische Land hinaus; und dort hielt er sich mit ihnen auf und taufte. Aber auch Johannes taufte, in Änon, nahe bei Salim, weil es dort viel Wasser gab; und die Leute kamen und liessen sich taufen. Johannes war nämlich noch nicht ins Gefängnis geworfen worden. Da kam es zwischen den Jüngern des Johannes und einem Juden zu einem Streit über die Reinigung. Und sie gingen zu Johannes und sagten zu ihm: Rabbi, der bei dir war jenseits des Jordan, für den du Zeugnis abgelegt hast - der tauft, und alle laufen ihm zu. Johannes entgegnete: Keiner kann sich etwas nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist. Ihr seid meine Zeugen, dass ich gesagt habe: Ich bin nicht der Christus, sondern ich bin vor ihm her gesandt. Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber, der dabeisteht und ihn hört, freut sich von Herzen über die Stimme des Bräutigams. Diese meine Freude ist nun erfüllt. Jener muss grösser werden, ich aber geringer.

Johannes 3,22-30 (Zürcher Bibel)

Liebe Gemeinde,

Der 25., der eigentliche Weihnachtstag, ist aus homiletischer Perspektive ein veritabel schwieriger Tag. Der Weihnachtsabend, in unseren Breiten ja das hauptsächliche Fest, ist vorüber. Die Geschenke sind verteilt und ausgepackt, die Kerzen gelöscht oder runtergebrannt, die zusammengekommenen Familien schon auseinandergegangen, der Geist der Weihnacht bereits wieder ausgeflogen. Nur der Weihnachtsbraten – in unseren Zeiten vielleicht auch fleischlos – liegt noch schwer im Magen.

Wie passend, dass Luther den letzten Vers des Predigttextes folgendermaßen übersetzt hat: „Jener muss zunehmen, ich aber muss abnehmen.“

Ein Tag zwischen den Zeiten, zwischen den Jahren – wie man die Ferientage zwischen Weihnachten und Neujahr oft nennt.

Ein Tag, eine Gelegenheit, an der es sich trefflich über ganz fundamentale Dinge des Glaubens nachdenken lässt.

Und in solches hat uns der Predigttext eingeführt.

<sup>1</sup> Leopold Potyka ist Lehrvikar in der [Evangelischen Pfarrgemeinde Dornbirn](#) und war zuvor Mitglied unserer Gemeindevertretung

Vielleicht haben Sie sich gewundert über den vermeintlich unpassenden Bibeltext, den ich uns für heute mitgebracht habe. Schließlich war darin nicht von Ochs und Esel, von Krippe und Hirten, von Maria und Joseph und dem lieblichen Neugeborenen die Rede. Oder überhaupt von der Geburt Jesu, von Weihnachten.

Nein, der Text spielt deutlich später. Jesus ist kein Baby mehr, sondern bereits als Erwachsener am Beginn seines Wirkens. Und im Mittelpunkt steht hier als Sprechender auch einer, der in der Weihnachtsgeschichte keine Rolle spielt. Nämlich der Täufer Johannes. Dieser Verwandte Jesu und gewaltige Bußprediger, dessen Wirken knapp vor dem von Jesus begonnen hat und der in der Wüste die Umkehr predigte und verkündigte.

In Kamelhaar gekleidet und mit eigentümlicher Diät – Heuschrecken und Honig. Johannes, der den Mächtigen und den Herrschern ein Dorn im Auge war. Sein gewaltsames Ende im Kerker des Herodes hat auch in der Kunst breiten Niederschlag gefunden – sie kennen das wohl alle.

Johannes wird in der Perikope zu einer Auskunft über Jesus genötigt. Denn seine Jünger wollen von ihm wissen, wie er zu diesem steht.

Kleiner Einschub: Die Jünger des Johannes gab es noch Jahre auch nach Jesu Tod, sodass noch Paulus einigen von ihnen in Kleinasien auf seinen Missionsreisen begegnete. Und auch heute gibt es eine kleine religiöse Gruppe, die sich auf Johannes den Täufer beruft – die Mandäer, etwa 100.000 Menschen, die traditionell vor allem an den Ufern des Euphrat und Tigris im Irak leben, dort aber der Verfolgung islamistischer Fanatiker ausgesetzt waren und sind und deswegen in den letzten Jahren mehrheitlich nach Europa, Australien oder die USA geflohen sind. Genauso wie unsere christlichen Brüder und Schwestern in jenen Ländern und Weltregionen. Klammer zu.

Johannes gibt also Auskunft über Jesus. Dabei verweigert er sich jedes Neides auf den bereits Erfolgreicheren. Vielmehr verweist der Täufer, wie er es auch an anderen Stellen tut, auf seine untergeordnete Rolle gegenüber dem Christus. In eindrücklicher, wiewohl etwas gewöhnungsbedürftiger, Bildsprache vergleicht er sich mit dem Freund des Bräutigams, der nicht wie in billigen Hochzeits-crash-Romantik-Komödien in Wahrheit der Braut nachstellt, sondern in Kenntnis seines Platzes nicht zwischen den Liebenden steht, sondern an der Freude seines Freundes partizipiert, sich mit ihm freut.

Der zentrale Satz des Täufers ist dabei: „Jener muss grösser werden, ich aber geringer.“

Johannes tritt in den Hintergrund, er macht Platz für den der nach ihm kommt, der größer ist als er und der eine bedeutendere Mission zu erfüllen hat. Johannes weiß von seiner untergeordneten Rolle, die ihn vor jedem Anflug von Neid und Eifersucht bewahrt – weil ihm klar ist, dass Jesus und seine Sendung etwas fundamental anderes sind, als die Bußpredigten die er selber als Rufer in der Wüste an die umkehrwilligen Jerusalemer gehalten hat. „Ich bin nicht der Christus“ – so seine Worte.

Einer tritt zurück, nachdem er seine Zeit hatte und seine wichtige und bedeutende Aufgabe erfüllt hat, einer tritt in den Vordergrund und verbleibt dann auch dort.

Was wir hier anhand zweier Personen sehen, ist eine Situation, die auch auf Weihnachten passt. Und auch gut auf den heutigen Christtag.

Im Advent, diesem Monat der Vorbereitung, tritt die Geburt Jesu immer mehr in den Vordergrund, wird immer wichtiger. Das kulminiert in der Weihnachtszeit und vor allem der wunderbaren Feier des Heiligen Abends. Ganz zentral werden dann die entsprechenden Traditionen, Bräuche und Texte. Sei es die altbekannte biblische Erzählung aus dem Lukasevangelium von der Geburt, oder die traditionellen Arten, in denen wir Weihnachten feiern. Das Zusammenkommen der Familie, der Austausch von Geschenken, das gemeinsame Essen, das Singen, vielleicht das Lesen von Weihnachtsgeschichten, der geschmückte Baum, der Adventkranz, die Krippe – sie kennen den Reichtum an Gebräuchen und Sitten aus dem wir alle nach unserem Gusto und den Traditionen unseres Umfelds das für uns passende wählen können. Die Ausführungen darüber, wie viel davon evangelischen Ursprungs ist, verkneife ich mir heute.

Weihnachten ist wichtig, nimmt eine zentrale Rolle in den Wintermonaten ein, Weihnachten dominiert. Zumindest den adventlichen Monat der Vorbereitung, aber durch die immer latentere Frühgeburtlichkeit der Advent- oder Christkindmärkte eigentlich auch schon in gewisser Weise den November.

Und bei Pfarrern und Pfarrerinnen ist Weihnachten ohnehin Hochsaison.

Und auch in unserem Glauben, in den Kerninhalten unserer religiösen Vorstellungen spielt Weihnachten eine zentrale Rolle. Das kann man wohl generalisierend so sagen.

Denken wir etwa an das Kind in der Krippe – das Jesuskind. Das ist eine unglaublich prägende Form des Bildes von Jesus. Vielleicht bei uns bildkritischen Reformierten ein bisschen weniger, aber denken sie an die Verehrung des Jesuskindes in Italien, des Bambino Gesù oder in Form des

sogenannten „Prager Jesulein“, mit seinen blonden Locken, bekrönt und bezeptert und in wechselnden prächtigen Kleidern. Jesus ist, das lässt sich gewiss feststellen, in vielen Ausprägungen des christlichen Glaubens – und besonders im Volksglauben - stark als Kind präsent, als ewig Infantilisierter, nicht als Friedensfürst, als Weltenrichter oder wahrer Gott.

Das ist zunächst verständlich. Kinder, besonders ganz kleine, rühren uns an, evozieren Zuneigung, Zärtlichkeit, starke Gefühle – nicht nur bei den Eltern oder nahen Verwandten, sondern etwa auch bei Passanten, die sich den neugierigen Blick in den Kinderwagen nicht verkneifen können und durch pseudo-infantile Laute ihr Placet zum vorfindlichen kleinen Menschlein glauben geben zu müssen.

Die im Christentum so zentrale und uns von allen anderen Religionen unterscheidende Aussage, dass Gott Mensch wurde zeigt sich natürlich auch zunächst daran, dass er Kind, Neugeborenes, wurde. Die Menschwerdung Gottes beginnt in Gestalt eines Kindes. Darin unterscheidet sie sich nicht vom Beginn des Lebens jedes anderen Menschen, wenn wir von der Sündlosigkeit Jesu und den Umständen der Empfängnis absehen, zweiterem wird aber in unseren kirchlichen Traditionen üblicherweise relativ wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Gott wird Kind. Zu Weihnachten, im Jesuskind in der Krippe.

Aber ist das der zentrale Punkt? Ist es der zentrale Inhalt unseres Glaubens? Ist das das große und anbetungswürdige Wunder der Güte Gottes, dass er Kind wurde? Verehren wir Jesus, weil er ein Baby war?

Die anrührende Szenerie des Heiligen Abends legt das nahe. Das Wunder Gottes im Wunder Mensch, im Wunder Kind. Das geht mitunter soweit, dass Weihnachten zu einer Feier der Geburtlichkeit an sich wird. Dass gefeiert wird, dass es Kinder, Neugeborene, neue Menschen, gibt. So schön das grundsätzlich auch ist und so verständlich jede Freude über Kinder und Babys immer ist – an der Botschaft des Festes und dem eigentlichen Wunder geht das dann doch ziemlich vorbei.

Denn bedeutsam ist, so scheint mir, nicht vor allem die Geburt eines Kindes, nicht der Ort oder die Zeit, nicht die Freude der Eltern oder deren Lebensumstände, auch nicht die Angst der Hirten vor den himmlischen Heerscharen – das alles sind bedenkenswerte Begleitumstände.

Das Zentrale aber ist doch die Geburt **dieses einen Kindes**, das der Retter der Welt, der menschengewordene Gott ist.

Man könnte sagen: Nicht das wie des in die Welt Gekommensein Gottes ist der Kern des Wunders, unseres Glaubens und Hoffens, sondern das **Dass**.

Nicht das Wie, sondern das Dass.

Diese grundlegende Tatsache mögen wir uns gegenwärtig halten. Eine Tatsache, die sich auch nicht und keineswegs mit der Geburt erledigt hat, sondern im Wirken Jesu und vor allem seinem sühnenden Tod am Kreuz ihre Vollendung erfährt. Und erst in dieser Vollendung wird das Gewesensein Jesu in der Welt zu einem vollkommenen Heilsereignis. Erst darin, erst am Kreuz und in seiner Überwindung, so unerfreulich das Sprechen davon am Christtag sein mag, findet die Rettung der Welt, und unsere je eigene Rettung, statt.

Das gerät leicht aus dem Blick, gerade in den punschseligen Wochen vor Weihnachten. Daher rührt vielleicht auch die gewisse Aversion, oder besser eine Vorsicht, gegenüber den Feiertagen, die etwa bei den Genfer Reformatoren Farel, Viret und auch Calvin und in einigen reformierten Strömungen, vorhanden war und ist. Das auch deswegen, weil die Feiertage mit ihren Bräuchen und dominierenden Motiven die Gefahr bergen, den Blick auf das Wesentliche zu verstellen. Calvin selber predigte in diesem Sinne an einem 25. Dezember von seiner Genfer Kanzel und sagte: „Wir könnten der Geburt unseres Herrn ebenso gut am Mittwoch, am Donnerstag oder irgendeinem anderen Tag gedenken. Aber wenn wir so unglücklich sind, einen Gottesdienst nach unserer Fantasie einrichten zu wollen, dann lästern wir Gott und machen einen Götzen aus ihm, so sehr wir auch alles im Namen Gottes tun.“

Ohne die scharfen Begrifflichkeiten Calvins übernehmen zu müssen, lässt sich doch die von ihm kritisierte Tendenz am Beispiel Weihnachten gut beobachten: Das Bild vom Kind in der Krippe und die damit verbundenen religiösen Praktiken und Gebräuche sind so eingängig, so schön und berührend, dass darüber leicht vergessen werden kann, worum es im Letzten geht, worauf es eigentlich ankommt. Die Krippe schiebt sich gewissermaßen vor das Kreuz.

Das rührende Bild des Säuglings, des Neugeborenen lässt uns vergessen, verdrängen, wer dieses Kindlein war und ist und sein wird.

Einige Künstler im Besonderen des ausgehenden Mittelalters (Cranach, Altdorfer, Wolf Huber usw.) haben dieses Problem gesehen und auf ihre Weise darauf reagiert. Das Kind in der Krippe hat auf ihren Gemälden die Arme weit ausgebreitet, in einer ziemlich unkindlichen Körperhaltung. Das Kreuz, an dem das hier begonnene irdische Leben 33 Jahre später enden wird, zeigt sich dann be-

reits im Gestus des Babys. Damit wird einer allzu sentimentalen Versenkung in den lieblichen Anblick eines kleinen Kindes vorgebeugt – auch wenn man das zugegebenermaßen wissen muss, wenn man diese Bilder ansieht.

Und auch in unseren modernen Ausdrucksformen findet dieses Bewusstsein Widerhall. Schon seit einigen Jahren kursiert in den digitalen sozialen Netzwerken – das auf Kanzeln obligatorische Hinterfragen dieser Namensgebung erspare ich mir heute – in der Vorweihnachtszeit ein dieses Thema betreffendes Bild oder Motiv. Ich habe es auf die Rückseite der Sonntagszettel drucken lassen.

Wir sehen darauf einen halben Adventkranz und eine halbe Dornenkrone.

Und dazu die Beschriftung: „This is the season – this is the reason“ – Das ist die Jahreszeit – der Advent, das ist der Grund – die Passion.

Besonders bei dieser Darstellung muss ich wieder an den Predigttext, der vielleicht schon ein bisschen aus dem Kurzzeitgedächtnis entschwunden ist, denken. Eines muss geringer werden, eines muss zunehmen. Hier die Dornenkrone und der Adventkranz. Dieser nimmt ab, jene nimmt zu. Wird größer, schiebt sich in den Vordergrund. Oder: richtiger: die Dornenkrone nimmt den zentralen Platz ein, der ihr gebührt.

Dabei steht diese natürlich nicht in der Hauptsache für das Objekt aus der Passionsgeschichte, es geht nicht um die Dornenkrone als Ding an sich. Sondern um den Grund dafür, warum wir überhaupt Weihnachten feiern können, warum wir Adventkränze in unseren Wohnungen und Kirchen stehen haben, warum wir uns in dieser Jahreszeit freuen dürfen und können und vielleicht sogar sollen.

Die Dornenkrone, also die Passion, das Leiden und Sterben Jesu am Kreuz, gibt dem Advent seinen tieferen Sinn – ja überhaupt erst seinen Sinn – es ist der Grund dahinter. Die Bedeutungsebene, die wir stets mitdenken müssen, stets im Bewusstsein halten sollen.

Das relativiert dann vermeintlich zunächst den Advent, ja Weihnachten an sich. Weihnachten tritt zurück, macht Platz für ein ganzjähriges Gedenken an Karfreitag. Ist's so? Das ganze Jahr in schwarz?

Muss Weihnachten, muss die Freude an der Geburt Jesu also wie Johannes sein? Wie der Täufer, der zurücktritt um dem Heiland Platz zu machen. Der in den Hintergrund geht um jenem Raum zu geben, der nach ihm kommt, vor ihm war und auf den hinzudeuten seine Aufgabe und Mission war.

Ja, zumindest dann wenn der Feiertag und seine Bräuche sich wie ein unstatthafter Trauzeuge benehmen und sich zwischen Braut und Bräutigam drängen. Wenn die etablierten Sitten und die Wohlfühlatmosphäre dieser Tage zu viel werden. Wenn der Glaube ein reiner Weihnachtsglaube ist, wenn nur noch das Christkind eine Rolle spielt und der Schmerzensmann gar keine mehr.

Dann gilt's dass wir nicht verharren in einer zu engen Fokussierung auf Weihnachten, nicht im Blick nur auf das Kind verbleiben. Denn das Kind wird zum Erwachsenen. Die Krippe wird zum Kreuz.

Bleiben wir also der Tatsache gegenwärtig, dass es die Erlösungstat am Kreuz ist, die uns mit Gott versöhnt, auf die wir unseren Glauben gründen und unsere Hoffnung zu setzen haben, die uns vor ewigem Tod und Verdammnis rettet. Der gekreuzigte und auferstandene Christus ist es, der uns zugesagt hat, alle Tage bei uns zu sein, bis diese Welt ihr Ende findet. Das Christkind hingegen fliegt nur eine Nacht herum.

Wenn uns das präsent ist, wir über Weihnachten nicht Karfreitag, über dem Kind nicht den Erlöser vergessen, dann ist uns der Geist der Weihnacht nicht ein trügerisches idyllegaukelndes Gespenst, sondern ein hoffnungsstiftender Tröster, der nicht nur an Heiligabend, sondern das ganze Jahr und unser ganzes Leben bei uns ist. Denn heißt es nicht: „der HERR zieht vor uns her, und der Gott Israels ist unsere Nachhut“ - so haben wir es in der Lesung gehört.

Wenn wir gegenwärtig haben und im Bewusstsein behalten, dass der Feiertag seine Bedeutung nicht aus sich selbst, sondern aus der Heilstat Christi zieht, dann ist Weihnachten kein vorweggenommener Karfreitag, dann muss keine Dornenkrone auf dem Sofatisch liegen, dann singen wir nicht Passionslieder statt „Stille Nacht“.

Aber: dann wissen wir und vergessen es nicht: Gott ist in diese Welt gekommen um sie zu erlösen. Er ist als Kind gekommen, aber kein himmlisches Kind geblieben.

Wenn wir im Anblick des kindlichen Heilands seine finale Tat, seinen Tod und dessen Überwindung, nicht vergessen, dann spricht überhaupt nichts dagegen, dass wir uns an der Schönheit und dem Frieden dieser Tage erfreuen. Ja, dann drängt es uns doch, genau das zu tun. Ein Fest zu feiern, an dem wir Gott dankbar sind, für alles, was er für uns getan hat und dafür, dass er uns stets erhält, sodass uns kein Haar vom Haupt fällt, ohne dass es sein Wille ist.

„Jener muss grösser werden, ich aber geringer“ – wenn Feiertage sprechen könnten, wenn Adventkränze eine Stimme hätten, dann würden sie wohl in die Worte des Täufers einstimmen. Das heißt

nicht, bis zur Selbstvergessenheit sich selber gering machen, auch der Täufer ist ja nicht vergessen und aus dem Gedächtnis entschwunden und wusste wohl, dass auch er eine gewaltige Mission zu erfüllen hatte.

Aber es heißt, den wahren Grund hinter der Jahreszeit nicht zu vergessen. Und damit diese erst wirklich wertschätzen können.

In diesem Sinne: Gesegnete Weihnachten!

Amen

